

Kirmes im Dorf

Kirmes! Sie fiel auf den vierten Sonntag nach Ostern und war für die Kinderwelt der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit. Schon der Name berauschte sie und weckte die freudigsten Hoffnungen in ihren kleinen Herzen. Es gereicht mir zur besonderen Genugtuung, die Kirmestage zu schildern, wie ich sie vor mehr als 60 Jahren in meiner Heimat erlebte, und sie noch einmal in Gedanken an mir vorüberziehen zu lassen.

Man versteht, dass ein solches Fest trotz der damaligen bescheidenen Lebensverhältnisse die mannigfaltigsten Vorbereitungen erheischte. Alle Räume des Hauses wurden einer gründlichen Säuberung unterzogen, wobei wir Knaben, wie vormals die Heintzelmännchen, allerlei Handlangerdienste leisteten, ab und zu wohl auch hindernd im Wege standen. Die „Weißerten“ hatten die Küche und die Stube frisch getüncht und an der Hausfassade einen neuen, schwarzen „Fuß“ angebracht. Blendendweiße, steif gebügelte Gardinen an allen Fenstern. Die Mutter war darauf bedacht, bei dem Händler von Speicher ihren Porzellanschrank zu vervollständigen, und der „Döppegießer“ hatte den bleiernen, zerbeulten Löffeln eine neue Form gegeben und die Essgabeln in seinem Pfännchen mit einer zinnernen Flüssigkeit „versilbert“.

Einmal im Jahre sollte alles im Hause blitzblank aussehen, damit auch das verwöhnteste Auge kein Stäubchen entdecken könne. Der Freitag galt allgemein als der „Frae-Rosendaag“, an dem niemand den Weibern zu nahe kommen durfte, denn sie hatten alle Hände voll zu tun und verstanden bei ähnlichen Gelegenheiten keinen Spaß. Sie machten sich eine Ehre daraus, ihre Kunst beim Backen zu zeigen, und mit stolzer Freude betrachteten sie die zehn oder zwölf Kuchenkränze und das Dutzend Torten aus Apfel-, Zwetschen- oder Birnenmus, die, mit Zeitungsblättern bedeckt, in den Schlafzimmern oder in der „Spönnchen“ aufbewahrt wurden und einen Duft ausstrahlten, der einen Vorgeschmack gab von den knusperigen Kostbarkeiten, mit denen man die Kirmesgäste überraschen wollte.

Am Samstag nachmittag meldeten sich die auswärtigen Lieferanten bei ihren Kunden mit den bestellten Waren. Der „Be'erdömm“ schaffte die schweren Bierfässer in die Keller der Dorfschenken, und bei den kleinen Leuten setzte er eine Kiste mit Flaschenbier ab. Wohlgenährte Metzger versahen die einzelnen Familien mit dem erforderlichen Quantum Fleisch und beteuerten, nie eine bessere Qualität geliefert zu haben. Den „Schneiderpier“ erwarteten wir mit größter Spannung, denn er brachte uns die Kirmeskleider, die wir mit der festen Überzeugung trugen, es gebe unsersgleichen in der ganzen Ortschaft nicht. Und dann scharte der Vater uns Burschen um sich, nahm das biegsame Metermaß zur Hand und stellte damit die genaue Nummer unserer Köpfe fest. Mit begreiflicher Neugierde umringten wir ihn am Abend bei seiner Rückkehr aus dem benachbarten Städtchen, wenn er die große Düte öffnete und daraus die blauen oder schwarzen Käppchen mit den lackierten Schirmen hervorzog. In aller Hast setzten wir sie auf, schauten uns in dem kleinen Wandspiegel und bewunderten am meisten den „goldenen“ Anker am Vorderteil. Ach, nur zu bald sollten wir die Wahrheit des Sprichworts: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“, erfahren.

Dem ersten Kirmesmorgen sahen wir mit freudiger Erwartung entgegen. Wir schliefen unruhig, fast so, wie in der St. Nikolausnacht zum 6. Dezember. In früher Morgenstunde hatte der Vater die zwei Hälften des runden Tisches in der besseren Stube voneinander getrennt, eine breite Einlage dazwischen geschoben und so eine würdige Tafel für die eingeladenen Gäste gerichtet.

Für die Kinder spielte sich die Kirmes hauptsächlich auf der Straße bei den „Buttiker“ ab. Am Sonntagmorgen kam von Nommern herüber ein gekrümmtes Mütterchen, d'No'mer Se's, mit einem Schubkarren und einem großen Korb und schlug ihr Zelt in der Mitte des Dorfes auf. Ihr Zelt? Es war eigentlich keines! Über zwei entlehnte Holzböcke legte sie ein paar Bretter, breitete ein Tuch darüber aus, griff in den Korb und packte dann ihre Herrlichkeiten vor unsern entzückten Augen aus: Zuckerbohnen in allen Farben, „Virwötztiercher“, irdene Pfeifchen, „Köppercher“ (Zündblättchen), Pistolen, Blechtrompeten, kleine Ballons mit einem Mundstück zum

Aufblasen, Zuckerherzen, Taschenuhren mit Ketten, mit Papier umwickelte „Karmellen“ mit einem schmalen Zettelchen, auf dem ein Sprüchlein zu lesen war usw., ein wahres Bazar für uns, die wir noch nichts von irgendwelcher Blasiertheit verspürten. Wir staunten über diesen Reichtum, der uns mehr galt als die höchsten Erdengüter, und den wir der armen Se's sofort in Bausch und Bogen ohne jedwedes Feilschen hätten abkaufen mögen, wenn unsere Barschaft dazu genügt hätte. In dieser Beziehung sah es jedoch nicht allzu glänzend aus.

Unterhalb der Kirche hatte der „Märten“ seinen Stand aufgeschlagen. Märten war ein Invalide mit einem Holzbein und einem zahnlosen Mund. Er stützte sich beim Gehen auf eine Krücke und war mit einem groben Drilchkittel bekleidet; auf dem Kopfe trug er eine flache Mütze aus kariertem Tuch. Er war Besitzer einer „Schießbude“, wenn ich so sagen darf, ein Holzkasten, der wie ein Tabernakel nach beiden Seiten geöffnet werden konnte. In der Mitte desselben befand sich ein hölzernes Männchen, ein französischer Soldat mit blauer Jacke und roter Hose, in dessen Brust ein beweglicher Zapfen (e Po'll) steckte. Märten war nicht für uns Kinder, sondern nur für die männliche Jugend ins Dorf gekommen. Die lebensfrohen Burschen kauften sich reihum ein paar „Schüsse“. Märten füllte ein Geheimfach am Rücken des Kastens mit Schrotkörnern und überreichte dem ersten Liebhaber ein Gewehr, in dessen Lauf ein Pfeil geschoben worden war. Der Schütze zielte ganz aufmerksam, drückte ab, und unter lautem Knall senkte sich das Männchen. Märten hob es mit geschickter Handbewegung empor, und gleich konnte ein anderer Junge eine Probe seiner Fertigkeit ablegen. Die glücklichen Treffer erhielten ein Blumensträußchen oder eine Medaille, die sie als Schmuck an den Rockkragen hefteten. Wir Buben traten nur in nähere Berührung mit Märten, wenn wir ihm auf seine Bitte hin einen Teller warmer Suppe brachten. Zum Dank reichte er uns einige „Karmellen“, die er aus den Tiefen seiner Kitteltasche hervorzog.

Um die Mitte der neunziger Jahre hatte sich der Wohlstand in unserm Dorfe ein wenig gehoben, und auf der Kirmes zeigten sich bald einige Neuerungen, die wir recht lebhaft begrüßten. Da kamen schon am Freitag vorher der freundliche Karels Pe'ter und der behäbige Barend Berg aus Ettelbrück mit ihren schweren Wohnwagen, den sogenannten Roulottes, luden Balken, Bretter und Decken ab und errichteten lange Zelte, die im Innern mit roten Tüchern ausgeschlagen waren. Da gab es ein Dach, das vor den Unbilden der Witterung schützte, Lichter, die am Abend brannten und einen Verkaufstisch, der mit hundert lockenden und glänzenden Dingen belegt war, wie sie in einem Feenpalast nicht geschmackvoller vorrätig sein können, Puppen und Mundharmonikas Kinderrasseln und Gummibälle, Pferdchen, die sich auf 4 Rädern bewegten, Trommeln und Blechflöten, Schokolade, Nougat und sogar Zuckerspeck. Wir hielten den Atem an vor diesen ungeahnten Schätzen in wunderbarer Aufmachung, wir glaubten uns ins Himmelreich versetzt und meinten, der Pe'ter und der Barend müssten zum wenigsten doch Millionäre sein. Wir hatten gewaltigen Respekt vor den beiden, aber dem Pe'ter waren wir besonders zugetan. Er verstand nämlich die Kunst, Zuckerstangen herzustellen, die mit roten und weißen Streifen durchwirkt und zu einem Sou das Stück zu haben waren. Wenn die Stunde der uns imponierenden Fabrikation gekommen war, hätten wir dem Zauberer Pe'ter auf die Schulter steigen mögen, damit uns nur keine seiner entgehen sollte. Alle Kinder drängten sich vor und im Nu war der gesamte Vorrat erschöpft.

Einmal, nur ein einziges Mal, hatte sich der lustige „Hary“ mit dem „Lukas“ in unser Dorf verloren. Alle Jungmänner, die Lust und Kraft in sich verspürten, kamen der Aufforderung: „Haut den Lukas!“ nach und wahrhaftig! der Hammer wurde mit Eifer auf den Pflock geschlagen, die Schelle an der Spitze erklang, und es fehlte wenig, so hätte die Feder den Widerstand am oberen Ende gesprengt und wäre zu den Wolken hinauf geflogen, wie es gelegentlich einmal bei unserm Nationalherkules John Grün der Fall gewesen sein soll. Wir Knirpse wagten uns auch an den Lukas heran, aber wir ließen es ganz „geschamig“ bei einem ersten Versuch bewenden.

Die geplagte No'mer Se's fühlte sich allmählich von der wachsenden Konkurrenz verdrängt. Sie blickte traurig hinüber zu der gleißenden Pracht der neuzeitlichen Kirmesbuden, und zu ihrem Leidwesen sah sie ihre Kundschaft schwinden, so zwar, dass sie das Geschäft an den Nagel hängt und nicht mehr wiederkam.

Am Kirmessonntag hätten wir Knaben um alles in der Welt die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, während des Hochamtes als Messdiener am Altare zu knien. Zogen wir doch dabei die Festkleider an, die von der „Joffer Bäbbchen“ mit so viel Sorgfalt in Falten gelegt und im Sakristei Schrank aufbewahrt worden waren, und durften wir

sogar die dreiteiligen Schellen mit dem wun-dersamen Klang in den Händen halten. Die Altäre waren von der gottergebenen „Merech“ aufs sinnvollste geschmückt, der Boden des Chores war mit einem bunten Teppich belegt, der Küster hatte die rote und die blaue Fahne ausgehängt, der beste Sänger trug das Credo der unvergleichlichen Missa Imperialis vor, und ein fremder Festprediger sprach gelehrte Worte zu den Gläubigen über die hl. Walburga, Schutzpatronin der Pfarrei. Nach der Messe traten Einheimische und Fremde vor die Kommunionbank und ließen sich mit gläubigem Vertrauen die Augen segnen und mit dem wundertätigen Walburga-Öl bestreichen. Um die Mittagsstunde trafen dann die eingeladenen Verwandten ein, die von allen Seiten mit herzlicher Begrüßung empfangen wurden.

Wöllkömm dann vun noh a fèren
kommen d'Frönn, a fro'h a frösch.
Mímmchen, E'hm ai Kosérng
geren hues du s'aU un déngem Dösch. (M. Rodarige).

Am Kirmestisch war gewöhnlich kein Platz für uns Kinder, da derselbe mit Oheimen und Tanten. Vettern und Basen dicht besetzt war: Wir kamen trotzdem auf unsere Rechnung. Wenn die Dorfleute damals auch an eine kärgliche Lebensweise gewohnt waren, so wurde doch für die Kirmes eine Ausnahme gemacht und die Gastfreundschaft sehr hoch gehalten. Das Tischgebet wurde gemeinsam gesprochen.

Die Speisefolge war über alle Maßen reichlich. Aufgetragen wurden eine ausgezeichnete Rindfleischsuppe mit Vermicelle, gekochtes Rindfleisch, „Biwelemo'd“ (boeuf à la mode) und zum Schluß die „Ham“, deren unterer Teil (d'He's) mit weißem, am Rande gezacktem Papier geziert war. Sie wog ihre 18 Pfund, war über ein Jahr alt und von bester Qualität. Einzelne Tischgenossen wollten den Schinken bis zum Abendessen unversehrt wissen, aber der Hausvorstand wehrte energisch ab und schnitt recht anständige Portionen mit dem großen, blanken Messer herunter. Die eben erwähnten Protestler waren leicht zu überreden, und auch diesem dritten „Plat“ wurde mit nicht geringem Appetit zugesprochen. Zum Dessert wurde Apfel- und Zwetschenkuchen gereicht, wobei eine erste und zweite Torte nicht genügten und von einer dritten recht wenig übrig blieb.

Die Unterhaltung stockte keinen Augenblick. Die Eingeladenen hatten sich seit einem Jahr nicht mehr gesehen und so gaben die Familienereignisse, die drängenden Feldarbeiten, die Viehpreise oder die bevorstehenden Kammerwahlen einen interessanten Gesprächsstoff ab. Zuweilen tat sich unter den Anwesenden irgend ein „Flautert“ hervor, der mit seinen lustigen Einfällen die ganze Gesellschaft amüsierte und alle Gemüter erheiterte.

Nach dem Mittagessen verteilte der Vater das Kirmesgeld unter uns Kinder. Der Betrag war jedes Jahr derselbe: 5 Sous pro Kopf. Aber Goldwährung, denn die Kriege mit der verfluchten Inflation kamen erst Jahrzehnte später. Also 5 Sous, nicht mehr und nicht weniger! Wir steckten sie ein mit der väterlichen Ermahnung: „Nu maacht, datt der e Möttwoch nach e puer Sou dervun hutt!“ - Ich muss gestehen, dass wir diesem bitteren Rat keine Folge leisteten. Unser Barbestand war minim, aber wir zählten auf sehr anständige Nebeneinnahmen. Unter den Verwandten gab es immer wenigstens eine großmütige Seele, die uns mit einem Zehnpfennigstück beschenkte, den wöchentlichen Messdienerlohn von 3 Sous buchten wir als Aktivposten, der Verdienst als Kegeljunge war auch nicht zu unterschätzen, und so brachten wir es mit vieler Mühe zu einem Total von einer Mark, ein Vermögen für einen Buben zu einer Zeit, wo der Tagelohn eines Arbeiters sich oft außer der Kost nur auf einen Franken belief. „Wann d'Kanner Geld hun, da lo'sen d'Kre'mer“. Wir waren weit davon entfernt, diese alte Volksweisheit Lügen zu strafen. Noch ehe die vierte Nachmittagsstunde geschlagen hatte, waren unsere Kupfer- und Nickelmünzen aus unsern Taschen verschwunden und in die Hände der Se's und des Pe'ter übergegangen. Wie so oft im Leben, war auch für uns der Wahn kurz und die Reue lang. Schon am selben Abend hatten die gekauften Süßigkeiten den Weg alles Irdischen gefunden, den „Körpercher“ hatten wir mit einem Stein den Garaus gemacht, die Zeiger der Taschenuhr versagten den Dienst, und die Trompete gab keinen Ton mehr von sich. In den nächsten zwei Tagen wurde die gute „Matti“, deren Mitleid und Verständnis grenzenlos waren, als Retterin in der Not angerufen. Sie öffnete den Glasschrank, griff in ihre „Sparbüchse“, eine Tasse, der sie ihr Bargeld anvertraute, und drückte jedem von uns einen dicken Sou in die dankbare Hand.

Die Kirmes verlief alljährlich, wie das Dorfleben überhaupt, ohne besondere Zwischenfälle. In den Familien rückten die Verwandten, namentlich die Frauen, näher zusammen und plauderten über vergangene und zukünftige Zeiten. Auf der Dorfstraße trafen sich Bekannte, die sich längst nicht mehr gesehen hatten und reichten sich die Hände. Vor dem Wirtshaus drängten sich die Neugierigen und umstanden die Diekircher Musikgesellschaft, die dem Dorf einen Besuch abstatten und dadurch eine liebevolle Aufmerksamkeit schenken wollte. Junge Burschen kauften ihren Mädchen ein Zuckerherz zum Dank für die zu Ostern geschenkten Eier, oder sie lösten die papierne Hülle von den „Karmellen“ und lasen ihnen die sinnvollen Sprüchlein mit berechnender Absicht vor. Auf der Sandkegelbahn beim „Domenek“ ging es geräuschvoll her, denn eben sollte der „Rampo“ ausgetragen werden. Die Spieler schoben behutsam und zielbewusst die Kugeln hinauf und verzogen das Gesicht, wenn sie sich in ihren geheimen Erwartungen enttäuscht und den Neckereien der Gegner ausgesetzt sahen. Von fernher erklangen die weichen Töne der Drehorgel. die der Zwerg „Jorschli“ aus Grevenmacher seinem Instrument entlockte: *De Jorschli könnt vu Maacher mat sengem Tuerlatäin, e spillt di scheiriste Saachen aus Frankräich bis zum Rhäin. (J. Kintzelé)*

Am Abend wurde nur ausnahmsweise zum Tanz aufgespielt, **um das Missfallen des Herrn Pfarrers nicht zu erregen.** Der Morgen des Kirmesmontags war dem Besuch der traditionellen Gottesdienste vorbehalten. Sozusagen jedes Haus ließ eine Messe für die Verstorbenen lesen; der gemeinsamen Abgestorbenenmesse wohnte die ganze Pfarrei bei, und in der Jugendmesse fehlten kein Junge und kein Mädchen. Der Jugendälteste eröffnete bei der Präfation den Gang um den Altar und sammelte auch die obligaten Beiträge für die Messe.

Vor der Kirche fand nachher regelmäßig eine längere Besprechung der beiden Geschlechter statt. Fremde Geistliche kamen und gingen, und wir Messdiener kannten genau die Herren, die uns ein Trinkgeld verabreichten. In diesen Tagen wartete unser eine weitere Überraschung. Die Messen, die sich einander folgten; erforderten das wiederholte Füllen der Kännchen mit Wein, was wir Altardiener mit großem Eifer besorgten, wussten wir doch, wohin wir die nicht ganz geleerten Flaschen stellten, aus denen wir in einem unbewachten, Augenblick hinter der Sakristeitüre die letzten Tropfen mit genießerischer Freude schlürften.

Am Nachmittag schlug für manche Kirmesgäste die Stunde des Abschieds. Waren es Bauersleute, so bestiegen sie ihre Kutsche, einen zweirädrigen Rumpelkasten, der Führer klatschte mit der Peitsche, sie entboten mit dem Worte „Äddi“ einen letzten Gruß und „jappelten“ zum Dorf hinaus. Es war vielfach üblich, den scheidenden Gästen einen ganzen oder halben Kuchenkranz, in ein Tuch gewickelt, für die Daheimgebliebenen mitzugeben. Der „Monni“ steckte seinen Reisestock durch die runde Öffnung des Kranzes und trabte fürbass den heimatlichen, Penaten zu, wo Frau und Kinder sich den Kirmeskuchen vortrefflich munden ließen.

Die Geselligkeit kam an den Kirmestagen zum Ausdruck im Kartenspiel und in den ewigschönen Volksliedern, die vor der Jahrhundertwende noch von unserer Jugend in eigene Heftchen aufgeschrieben wurden. Es waren jene Lieder, von denen Th. Storm in seinem „Immensee“ schreibt: „Sie werden gar nicht gemacht, sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“ Es waren Liebes-, Abschieds- und Wanderlieder, Jäger-, Soldaten-, Handwerker- und Heimatlieder, Hochzeits- und Trinklieder mit anheimelnden und stimmungsvollen Weisen, die sich durch ihre Schlichtheit und Volkstümlichkeit auszeichneten.

Viele sind mir noch bekannt, und ich kann nicht umhin, einzelne davon hier namhaft zu machen: Wir sitzen so fröhlich beisammen: Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten; Einst stand ich auf hohen Bergen; Morgen muss ich fort von hier: Es war einmal ein bon vivant: Ein Traum ist alles hier auf Erden; Schönstes Röschen auf dieser Erde; Schätzlein, Schätzlein, reich mir deine Hände: Des Abends wenn ich heim soll gehn: Den E'm Stiefen dé fiert mat Spe'n an d`Staad; Einst lebt ich so glücklich usw. usw., lauter Lieder, wie sie in der Folge immer mehr vergessen wurden und der Nachwelt nur mehr in Sammlungen erhalten bleiben. Jeder hatte sein Leibstück, das er mit Vorliebe sang und das immer den verdienten Applaus erntete. Wenn noch jetzt die Zeit der Kirmes naht, summt mir vor allem eine Weise im Kopf herum, die ich sonst nirgends hörte, und die so gerne von unserm Nachbarn „Mätt“ gesungen wurde. Die erste Strophe lautete:

Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver,
wollomdidiwom, wollomdidiwom
die zogen ins Manöver, wollomdidiwom

'T ass nôt all Daag Kirmes. So lehrt uns der Volksmund. Am Kirmesdienstag verließen die letzten Gäste das Dorf, nicht ohne vorher bei den „Buttiker“ vorgesprochen und eine Kleinigkeit für die Kinder daheim gekauft zu haben. Mit leiser Wehmut sahen wir den Monni und die Vetter von uns gehen, denn wir dachten an den nächsten Tag, wo der schwere Weg zur Schule wieder eingeschlagen werden musste.

Am Mittwoch wurde die Kirmes begraben, und so endigte das frohe Fest mit einem tragikomischen Akt. Ein paar Luftküsse, die immer dabei waren, wenn es sich darum handelte, einen losen Streich zu spielen, zogen singend durch das Dorf, wobei es nicht gerade harmonisch zuing. Einer von ihnen trug einen abgenagten Knochen an einer Stange. Sie baten die Vorübergehenden um ein kleines Geldstück und feierten das „Begräbnis“ in einer Wirtschaft, bis die Ernüchterung sich einstellte und der graue Alltag seine Rechte forderte. Dieser Gebrauch gehört nunmehr der Vergangenheit an und wird kaum noch von unsern Zeitgenossen erwähnt.

Heute wird die Kirmes in meiner Heimat vielleicht mit größerem Aufwand begangen als früher, aber die Kirmes meiner Kinderjahre wird: mir unvergesslich bleiben. Sie bescherte mir, trotz kleiner Enttäuschungen, ein Glück, wie es nur dankbaren und anspruchslosen Kinderherzen zuteil wird, und der Gedanke daran ruft die gefühlvollen Dichterworte in mir wach: *Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, o, wie liegt so weit, O, wie liegt so weit“, was mein einst war.*

Nic. Pletschette Ucht 1956